

# Göttingen als geistige Heimat Soemmerrings

Vortragsreihe zur Ausstellung in der SUB: Dr. Franz Dumont über das Leben des Mediziners

„Samuel Thomas Soemmerring – Göttinger Mediziner und Naturwissenschaftler“ heißt die Ausstellung im Foyer der Staats- und Universitätsbibliothek (SUB), die noch bis zum 17. Februar läuft. Die begleitende Vortragsreihe hat mit einem Beitrag von Dr. Franz Dumont, von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur begonnen.

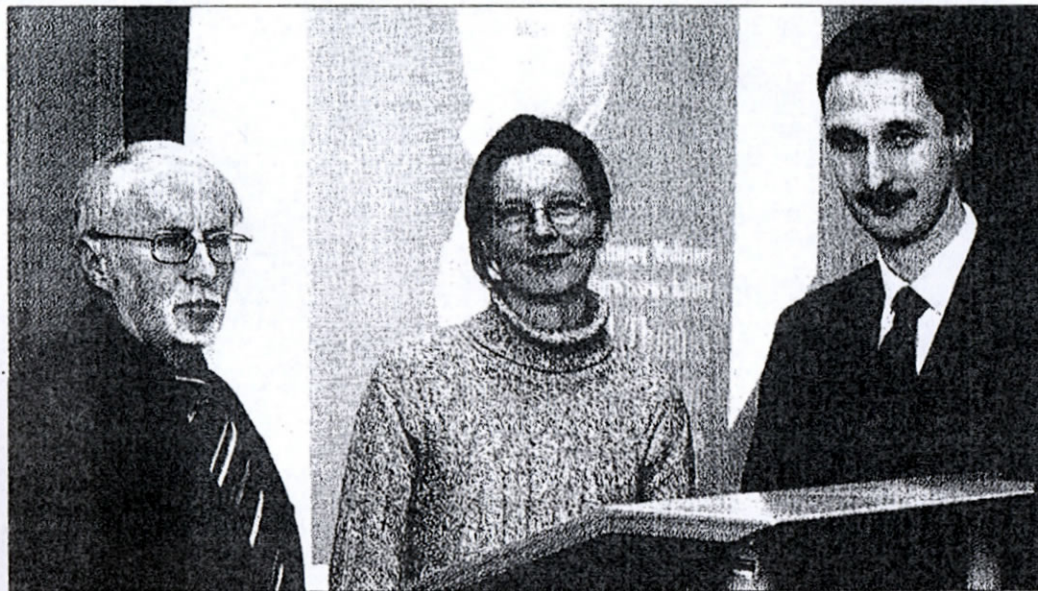
Leinestadt und konzentrierte sich ganz auf die Wissenschaft. Sein Spezialfach war die Anatomie. Das Kadaver-Zergliedern von Leichen sah er als einen Höhepunkt der medizinischen Erkenntnis. Bei diesem Thema kommt die Georgia-Augusta schlecht weg: Soemmerring kritisierte den Mangel an Kadavern.

## Unterschlupf bei Lichtenberg

Der 1755 in Thorn geborene Mediziner Soemmerring fühlte sich eng mit Göttingen insbesondere mit der Georgia-Augusta verbunden. Man könne behaupten, er sei durch die Ausstellung nach Hause gekommen, sagte Dumont, der besonders die Tagebücher und Korrespondenzen des Gelehrten erforschte und hieraus die eine oder andere Anekdote über Soemmerrings Leben zu erzählen wusste. Besonders der Schriftverkehr mit den Göttinger Gelehrten Georg Christoph Lichtenberg, Johann Friedrich Blumenbach und Christian Gottlob Heyne dienten ihm hierfür als wichtige Quelle.

Soemmerring kam 1774 als Student der Medizin in die

1778 promovierte er bei Heinrich August Wrisberg. Seine Doktorarbeit, eine Studie über die Einteilung der Hirnnerven, ist qualitativ hochrangig und bis heute gültig. Göttingen feierte den jungen Wissenschaftler und Wrisberg hätte ihn gerne als seinen Nachfolger gesehen. Doch der gebürtige Thorner verließ die Leinestadt und kehrte 1785 nur noch ein einziges Mal zurück, als sein Freund, der Völkerkundler Georg Forster, heiratete. Unterschlupf fand er zu diesem Anlass bei Lichtenberg, wo er prompt seine Schlafmütze liegen ließ, so Dumont. Die weiteren Lebensstationen führten Soemmerring unter anderem nach Kassel, Frankfurt, Mainz und München.



Soemmerring-Referent mit Organisatoren der Ausstellung: Dr. Franz Dumont, Dr. Silke Glitsch, Rolf Siemon (von links). Beuermann

Die ganze Zeit über blieb der Mediziner, der sich zu einem Fächer übergreifenden Naturwissenschaftler entwickelt hatte, mit seiner geistigen Heimat Göttingen verbunden. Seit 1788 schrieb er für die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ insgesamt 1500 Rezensionen über medizinische Beiträge. 1793 wurde er zum Vollmit-

glied der Göttinger Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach Soemmerrings Tod 1830 in Frankfurt geriet der herausragende Mediziner in Göttingen aber schnell in Vergessenheit, wie Dumont in seinem Vortrag erklärte. Immerhin erinnert heute eine Tafel an der Stadtbibliothek in der Gotmarstraße an den

Wohnort Soemmerrings während seiner Göttinger Studienzeit. *Birgit Heilmann*

Am Dienstag, 31. Januar, erläutert Dr. Ulrike Enke in ihrem Vortrag „Von Kinderköpfen und Missgeburten“ die anatomischen Abbildungen Soemmerings. Beginn ist um 15 Uhr im Seminarraum der SUB.

# Genetisches Wissen bündeln

## Uni-Projekt beleuchtet Nutzen und Risiken der Forschung am Erbgut

MAINZ. Seit einigen Jahren gilt das menschliche Erbgut als entschlüsselt. Die Folgen sind gravierend: Mediziner fahnden weltweit nach genetischen Ursachen für Krankheiten. Experten und Politiker streiten darüber, wie medizinisch sinnvoll und ethisch vertretbar DNA-Checks sind. Ein neues Forschungsprojekt an der Mainzer Universität soll helfen, den Dschungel zu lichten. „Wir wollen uns mit den ethischen, rechtlichen und gesundheitspolitischen Folgen der genetischen Forschung befassen“, erklärt Projektleiter Norbert Paul vom Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin.

Ziel des auf drei Jahre angelegten Projekts ist ein beim Institut angesiedeltes Zentrum, das das „genetische Wissen“ und seine Auswirkungen auf das Gesundheits-

wesen für die Öffentlichkeit bündeln soll. Dafür wird die Projektgruppe, in der neben Medizinern auch Historiker und Philosophen vertreten sind, vom Bund mit 380 000 Euro gefördert. Das Vorhaben gehört zum 2001 gegründeten „Nationalen Genomforschungsnetz“. Innerhalb dieses Netzes erforschen bundesweit rund 300 Gruppen die molekularen Ursachen von Erkrankungen.

Die Wissenschaftler wollen unter anderem die Nutzen und Risiken bei einer breiten Anwendung von genetischen Diagnoseverfahren untersuchen. Beispiel Darmkrebs: Weiß ein Patient aufgrund einer genetischen Untersuchung, dass er einer Risikofamilie angehört, dann können Polypen als Vorstufe des Tumors frühzeitig behandelt werden. Weiß ein fettleibiger

Mensch, dass seine Konstitution vor allem genetisch bedingt ist, kann ihn das angesichts qualender Diäten wenigstens psychisch entlasten.

„Wir wollen darstellen, wie die Genomforschung zur Vorsorge beitragen kann“, erklärt Paul. Das halten die Experten auch angesichts des Spardrucks im Gesundheitswesen für geboten. Wichtig ist den Wissenschaftlern aber auch, die möglichen Gefahren aufzuarbeiten. Denn nicht jeder will etwas über seine Gene erfahren. Und vielen ist nicht wohl bei dem Gedanken, dass Krankenkassen oder Arbeitgeber ein genetisches Profil zur Grundlage von Verträgen machen könnten. Paul: „Genau so wichtig wie die Prävention ist es, die Selbstbestimmung zu wahren und genetische Diskriminierung zu vermeiden.“ (ver)

# Oft noch Grauzonen für Forschung

Professor Henk ten Have: Unesco muss bioethische Standards international festlegen

jbö. Der Fortschritt der Lebenswissenschaften und der Medizin führe zu ungeahnten Möglichkeiten, die Lebensqualität der Menschen zu verbessern, so Professor Henk ten Have, Direktor der Abteilung für Ethik der Wissenschaften und Technologie der Unesco in seinem Vortrag „International Bioethics: The Unesco Approach“ im Mainzer Forum Medizin und Gesellschaft.

Allerdings hätten die neuen Möglichkeiten der Gentechnik, der Fortpflanzungsmedizin und der Arzneimittelentwicklung auch andere schwerwiegende Folgen, die nicht immer nur eindeutig positiv zu bewerten seien. „Die sich ergebenden Probleme wie Abtreibung, Sterbehilfe oder Stammzellforschung sind so viel-

schichtig, dass sie ethisch vielleicht nie zufriedenstellend lösbar sind. Dennoch müssen sich der Einzelne und die Gesellschaft diesen Problemen stellen. In Deutschland und anderen industrialisierten Ländern wurden hierzu rechtzeitig Institutionen und Gesetze geschaffen, um die Grenzen der Forschung und der medizinischen Praxis klar zu umreißen“, erklärte ten Have.

Die Gesetze sähen in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich aus und garantierten keinen einheitlichen internationalen Bezugsrahmen. „Viele Schwellen- und Entwicklungsländer sind nicht in der Lage, auf die neuen Herausforderungen der Lebenswissenschaften und der Medizin angemessen zu antworten.

Den politischen Institutionen fehlt es an Fachwissen, um die Potenziale und die Gefahren adäquat gegeneinander abzuwägen. Daher existieren in vielen Ländern noch Grauzonen für Forschung und Experimente.“ Für die Unesco als einzige Organisation im System der Vereinten Nationen mit einem Auftrag im Bereich von Wissenschaft und Ethik ergebe sich daher der Auftrag der Internationalisierung bioethischer Standards.

Die konkrete Interpretation bioethischer Standards sei die Aufgabe der einzelnen Staaten und diese würden vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Kultur und Geschichte unterschiedliche Herangehensweisen wählen. „Es ist aber entscheidend, dass sich alle Staa-

ten mit den Herausforderungen der Bioethik auseinandersetzen, angemessene Strukturen aufbauen und durch Bildung und Ausbildung ein Bewusstsein bei Fachleuten und in der breiten Öffentlichkeit schaffen“, führte der Unesco-Direktor weiter aus.

Um dieses Ziel zu erreichen, hat die Unesco mit dem Internationalen Ausschuss für Bioethik (IBC) und dem Zwischenstaatlichen Ausschuss für Bioethik (IGBC) zwei internationale Gremien geschaffen und drei Erklärungen vorgelegt, die sich mit der Bioethik und den Menschenrechten befassen.

■ Weitere Informationen im Internet unter [www.unesco.org/shs/ethics](http://www.unesco.org/shs/ethics)

# Kommunikation und Information

## Netzwerk für Gesundheit in Planung

Von  
Natacha Olbrich

„Eine Allianz für die Gesundheit“ möchten die Teilnehmer der ersten öffentlichen „Gekom - Gesundheit kommunizieren“ bilden. Auf Initiative des Wirtschaftsdezernenten Franz Ringhoffer (FDP) und des Gesundheitsdezernenten Wolfgang Reichel (CDU) trafen sich im Rathaus Experten aus der Gesundheitswirtschaft, um über die Gründung eines Gesundheitskompetenznetzes zu diskutieren.

Mit von der Partei waren neben Ringhoffer und Moderator Prof. Norbert W. Paul vom Uni-Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin auch Vertreter der Krankenkassen, karitativen Verbände und Kliniken. Ziel der Initiative soll sein, die zahlreichen Unternehmen aus der Mainzer Gesundheitswirtschaft zu vernetzen und damit gerade die kleineren Unternehmen der Mainzer Umgebung auch in anderen Regionen bekannter zu machen. Ebenso sollen Nachrichten und Termine aus der Gesundheitsbranche aktuell ins Netz gestellt werden.

Ein schlagendes Argument

für die Notwendigkeit der Gründung eines Netzwerkes erwähnte Ringhoffer: Bis 2009 werden aller Voraussicht nach 1350 zusätzliche Stellen in der Gesundheitsbranche benötigt werden. Ein Ausbau des Gesundheitswesens sei deshalb unabdingbar. Eine besonders wichtige Rolle spiele hierbei das Internet, da es die erste Anlaufstelle für Patienten sei, die sich informieren möchten. Aus diesem Grund wird die Einrichtung einer Internetplattform die erste Maßnahme sein, um das Gesundheitskompetenznetz in der Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Prof. Norbert W. Paul regte an, innerhalb des Netzwerkes drei Arbeitskreise zu bilden: Produktion, Prävention und Dienstleistung. So sollen alle Zweige abgedeckt werden. Ein erster Schritt wurde bereits getan: Zu der ersten Diskussionsrunde erschienen die Geschäftsführer ansässiger Medikamentenfirmen und IHK-Hauptgeschäftsführer Richard Patzke. In der nächsten Runde sollen Uni und FH in die Planungen einbezogen werden. Bis Ende 2006 sollen die Vorbereitungen abgeschlossen sein.

AZ, 03.11.06

# Studenten online im Praktikum

## Fachbereich Medizin bietet neue Lehrprojekte

Von  
Michael Heinze

Der Fachbereich Medizin der Johannes-Gutenberg-Universität investiert in den Ausbau des elektronisch unterstützten Lernens. Konkret werden sechs innovative Lehrprojekte mit insgesamt 475 000 Euro gefördert.

„Damit möchten wir die Basis für eine einheitliche computergestützte Lehr- und Lernumgebung legen“, erläutert Prof. Reinhard Urban. Der Dekan des Fachbereichs Medizin sprach von einem „sehr Erfolg versprechenden Versuch, neue Wege zu gehen und ein bisschen Mainzer Profil an diesem Fachbereich herauszuarbeiten“. Von der Bereitstellung virtueller Online-Praktika bis hin zur Live-Übertragung von Operationen in der Zahn- und Humanmedizin werde in Zukunft das Spektrum der Computer gestützten Dienstleistungen in der Lehre am Fachbereich Medizin reichen.

Die sechs Projekte sind in vorklinischen und klinischen Fächern angesiedelt und werden vorerst für eine Dauer von maximal 35 Monaten gefördert. Angelaufen sind die Lehrplattformen im Sommer.

### Virtueller Campus

„Ziel ist es, die theoretische und praktische Ausbildung von Medizinern enger als bisher zu verzahnen und dies durch neue Medien zu unterstützen“, sagt Prof. Norbert W. Paul, Vorsitzender des Ausschusses für Lehre am Fachbereich. Den zentralen Kern der Initiative bildet ein interdisziplinäres Lehrprojekt der Chirurgischen

gischen Kliniken mit dem Ziel, eine stets aktuelle und für Lernende wie Lehrende permanent verfügbare Multimedia- und Online-Infrastruktur einzurichten. Die vorhandenen Lehrangebote sollen optimiert und erweitert werden. In diesem Rahmen werden virtuelle Vorlesungsreihen aufgebaut sowie Online-Tests und Prüfungen auf dem Virtuellen Campus Rheinland-Pfalz zur hochschuleigenen und hochschulübergreifenden Nutzung bereitgestellt.

### Inhalte aufarbeiten

Außer diesem Kernprojekt unterstützt der Fachbereich Medizin fünf weitere Projekte aus den Bereichen Vorklinik, Anästhesiologie, Medizinische Biometrie, Arbeits- und Sozialmedizin und Zahnklinik. „Wir möchten uns neben der fachlichen und didaktischen Kompetenz auch eine systematische Kompetenz bei der Bereitstellung von Lehrinhalten erarbeiten“, betont Paul, der mittelfristig, „spätestens in drei Jahren“, eine Kompetenzplattform im Fachbereich etablieren will.

Die 3370 Studierenden erhoffen sich durch die Förderung der innovativen Lehrprojekte in erster Linie einen praxisorientierten Nutzen. „Vor allem durch die Aufarbeitung des Lehrstoffes und durch praktische Fallbeispiele“, so Inka Kaestner, Vertreterin der Studierenden im Ausschuss für die Lehre des Fachbereichs Medizin. „Wir hoffen außerdem, dass die Projekte auch nach Beendigung der Förderungszeit weitergeführt werden.“